

Zwischen Sufi-Bruderschaften, traditionellen Religionen und Christentum

Religiöse Vielfalt in der Sahelzone: Der Theologe und Jesuit Dr. Rodrigue M. Naortangar im Gespräch

UniReport: Was für Religionen gibt es in der Sahelzone? Wie kommt es zu einer solchen Vielfalt?

Rodrigue M. Naortangar: Die Sahelzone – eine Übergangszone zwischen der Sahara und der Savanne – ist Heimat dreier Religionen: des Islams, des Christentums und der traditionellen afrikanischen Religionen. Alle übrigen Religionen machen nicht mal 5% der Gesamtbevölkerung aus, die ca. 200 Millionen Einwohner umfasst. Der Islam wurde seit dem 8. Jh. im Sahel von muslimischen Händlern und Gelehrten eingeführt. Bis zum 13. Jh. blieben afrikanische Könige ihrer traditionellen Religion oder dem Christentum treu. Dann öffneten sie sich dem Islam, jedoch ohne ihre ursprünglichen Religionen völlig aufzugeben. Erst im 19. Jh. unternahmen Sufi-Bruderschaften, an Mystik interessierte islamische Orden, die schon seit dem 15. Jh. im Sahel präsent waren, eine Reform, bei der auch die unteren Schichten der Gesellschaft islamisiert wurden. Heute machen Muslime ca. 75% der Gesamtbevölkerung aus. Das Christentum ist schon seit dem 4. Jh. im östlichen Teil der Sahelzone im Königreich Aksum (heutiges Eritrea und Äthiopien) und Nubien (heutiger Sudan) eingeführt worden. Im westlichen Teil jedoch wurde das Christentum erst im 17. Jh. eingeführt, allerdings langsam und ging phasenweise auch wieder zurück. Christen stellen heute ca. 15% der gesamten Einwohner. Darunter finden sich evangelikale genauso wie Mitglieder der katholischen und evangelischen Kirchen. Mit Ausnahme von Evangelikalen pflegen sie gute Beziehungen zu den Muslimen. Ihre sozialen Einrichtungen werden auch von Muslimen geschätzt – das verhindert jedoch nicht, dass der Bau von Kirchen verboten oder stark eingeschränkt sein kann in Ländern wie Sudan und Mauretanien.

Die traditionellen afrikanischen Religionen waren immer schon im Sahel vorzufinden, und zwar als Religionen der jeweiligen Völker und ethnischen Gruppen, die seit der Völkerwanderungszeit diese Region bewohnen. Anders als Christentum und Islam haben sich die traditionellen Religionen allerdings kaum expansiv verbreitet, da sie nur in den Grenzen ihrer jeweiligen ethnischen Gruppen praktiziert werden und kaum Bekehrungstraditionen haben.

In Europa weiß man wenig über die traditionellen Religionen und stellt sich diese oft als vielgestaltig vor. In der jüngeren Forschung werden diese aber bisweilen als monotheistisch bezeichnet. Wie erklärt sich das?

Ethnologen und Missionare haben die traditionellen Religionen früher als „Naturreligionen“, „Stammesreligionen“ oder „Animismus“ bezeichnet und als polytheistisch betrachtet. Man vertrat auch die These, dass diese Religionen einen degenerierten Urmonotheismus darstellen. Seit den 1960er-Jahren äußern sich afrikanische Intellektuellen kritisch gegenüber diesen Ansichten. Sie sind der Meinung, dass diese Religionen zwar auf dem Glauben beruhen, dass Geister bzw. niedrige oder sekundäre Gottheiten an Orten und in Dingen (Flüssen, Bergen, Bäumen, Talismanen etc.) weilen und den Ablauf von Ereignissen beeinflussen können



Dr. Rodrigue M. Naortangar, SJ, ist Theologe und Jesuit und forscht am Institut de Théologie de la Compagnie de Jésus (ITCJ) in Abidjan (Elfenbeinküste). Im Rahmen des Schwerpunkts »Theologie interkulturell« war der Wissenschaftler aus dem Tschad im Wintersemester 2023/24 Gastprofessor am Fachbereich »Katholische Theologie«. Foto: FB Katholische Theologie

und dass Menschen den Kurs dieser Ereignisse mit Gebeten und Opferdarbringungen verändern können. Aber diese Geister oder sekundäre Gottheiten stehen alle unter der Hoheit des einen Schöpfungsgottes. Laut afrikanischen Intellektuellen ziemt es sich daher, von monotheistischen traditionellen afrikanischen Religionen zu sprechen.

Für die Verbreitung des Islams wiederum spielte Kolonialismus eine wichtige Rolle.

Tatsächlich schuf die koloniale Situation günstige Gegebenheiten für die Verbreitung des Islams, wie etwa durch den Laizismus in den französischen und die *Indirect Rule* in den britischen Kolonien: Das 1905 in Frankreich verabschiedete Gesetz zur Trennung von Staat und Kirche galt auch in den Kolonien. Infolgedessen erhielt die Kirche auch dort keine staatliche Unterstützung mehr. In einigen Kolonien wurde sogar die Einführung des Christentums verboten – allerdings vor allem, weil man sich vor Aufständen der überwiegend muslimischen Bevölkerung fürchtete. Die sogenannte *Indirect Rule* in den britischen Gebieten wiederum gewährte den Kolonisierten eine relative Autonomie. So kam es in mehrheitlich muslimischen Kolonien (etwa im Sudan) dazu, dass die Verbreitung des Christentums nicht ohne Hindernisse zu gewährleisten war.

Zudem diente der Islam als Widerstandsreligion gegen die Kolonisation. Etwa im Senegal und in Mali leisteten die Sufi-Bruderschaften der Muridiyya, der Tijaniyya Widerstand durch Gebet, Arbeit und gesellschaftlichen Zusammenhalt. Im Königreich Wadaï im heutigen Tschad kam es sogar zu blutigen Kämpfen, die heute noch im kollektiven Gedächtnis wachgehalten werden. Aus all diesen Gründen hat die Kolonialzeit die rasante Verbreitung des Islams begünstigt.

In den Medien spielt der islamistische Terror oft eine große Rolle. Dadurch entsteht ein Bild des sahelischen Islams, das aus Ihrer Sicht problematisch ist.

Die Medien vermitteln uns oft ein Bild des Islams im Sahel, das in unmittelbarem Zusammenhang mit der Ideologie islamistischer Terrorgruppen steht, die sich aus den konservativen Lehren der Sunniten des Wahhabismus bzw. Salafismus speist. Und in der Tat ist seit den 1990er-Jahren eine der wichtigsten Entwicklungen innerhalb des sahelischen Islams das Aufkommen dieser salafistischen Strömung, insbesondere dank der finanziellen Förderung Saudi-Arabiens.

Diese sehr traditionellen Lehren stellen sich als die authentische Version des Islams dar, nicht zuletzt, weil sie sich auf die Sitten und Bräuche der islamischen Urgemeinde zurückzubedenken meinen. Daher lehnen sie unter anderem die Sufi-Bruderschaften als häretisch ab.

Dennoch stellen diese radikalen Ideologien eine Minderheit dar! Die Mehrheit der Muslime in der Sahelzone gehören nach wie vor Sufi-Bruderschaften an und diese Bruderschaften üben weiterhin politischen, wirtschaftlichen und sozialen Einfluss aus. So gehört auch die Mehrheit der Opfer der islamistischen Terrorgruppen der Sufi-Bewegungen an.

Beim Thema Terror klingt es schon an: Wenn unterschiedliche Religionen zusammenleben, läuft das oft nicht konfliktfrei ab. Als besonderes Hindernis für ein friedliches Zusammenleben sehen Sie ein Phänomen, das Sie als Identitätsfalle bezeichnen. Was verstehen Sie darunter und wie lässt sich diese Identitätsfalle vermeiden?

Latente und ausgesprochene Konflikte, die als religiös motiviert bezeichnet werden, sind

ohne den Dialog in all ihren Formen (Dialog des Alltags, der Werke, der Experten, des geistlichen Austausches) weder zu bewältigen noch zu verhindern. Gerade an diese Stelle kommt die These von Amartya Sen zur Geltung: Laut dieser These geraten wir in eine Identitätsfalle, wenn wir eine Zugehörigkeit unter vielen herausnehmen, als einzige entscheidende Zugehörigkeit kennzeichnen und alle anderen Zuschreibungen verdrängen. So wird ein Menschenbild konstruiert, das Konflikte erzeugt: Der Mensch wird nicht mehr als ein Netzwerk von Zugehörigkeiten wahrgenommen, sondern nur noch auf eine für uns problematische Zugehörigkeit reduziert. Ein Beispiel: Idris ist ein muslimischer Salafist, der eine christliche Schule besuchte und der zurzeit in einer internationalen Firma beruflich tätig und als begeisterter Basketballfan bekannt ist. Ihn nur als Salafist wahrzunehmen, erhöht die Gefahr, ihn als gefährlich einzuschätzen und nicht mehr wahrhaben zu wollen, dass wir auf der gleichen Schule waren, beide international tätig sind und dieselbe Leidenschaft für Basketball teilen. Die These Sens weist also auch darauf hin, dass selbst bei scheinbar inkompatiblen Zugehörigkeiten, die ein Konfliktpotenzial haben, man auf Zugehörigkeiten zurückgreifen kann, die das Gemeinsame betonen und Auswege aus einem möglichen Konflikt zeigen können.

Sie haben sich empirisch mit dem Zusammenleben in interreligiösen Kontexten beschäftigt und plädieren anknüpfend hieran dafür, das Studium von Religionen quasi vom Kopf auf die Füße zu stellen. Eine prägnante Aussage, die Sie treffen, ist diejenige, dass, wie eine Religion gelebt wird, entscheidend dafür sei, wie sie gedacht wird. Wie ist das zu verstehen und warum ist das wichtig, insbesondere, wenn wir über den Zusammenhang von Religion und Gewalt sprechen?

Ich habe Feldforschungen vor allem in meinem Heimatland Tschad zum Verhältnis von Identität und Konflikt betrieben. Dabei stellte sich heraus, dass Konflikte selten vom vermeintlichen Gewaltpotenzial der Religionen herkommen, sondern vielmehr von politischen und wirtschaftlichen Interessen. Dabei ist mir klar geworden, dass man in der Religionsforschung Religion nicht genügend als gelebte Religion erfasst, sondern Religion vielmehr aus dem Blickwinkel ihres Wahrheitsanspruchs erkundet. Bei genauerer Beobachtung sind Menschen aber vielmehr daran interessiert, Halt und Unterstützung in ihrer Religion zu suchen als religiöse Wahrheitsgehalte. Da aber Religion ein hohes Mobilisierungspotenzial hat, werden religiöse Menschen regelmäßig manipuliert. So wird Religion aus politischen und wirtschaftlichen Motivationen instrumentalisiert. Die Ergebnisse meiner Untersuchung werden demnächst in einem Buch in französischer Sprache mit dem Titel *Tchad. Au coeur du conflit Nord-sud* erscheinen.

Die Fragen stellte Louise Zbiranski, Referentin für Wissenschaftstransfer und -kommunikation im Forschungsverbund „Dynamiken des Religiösen“.